

nicht nur als das Ergebnis „völlig frei“ getroffener Entscheidungsprozesse gesehen werden. Es ist auch die Folge einschneidender Ereignisse (wie Tod, Zerbrechen der ehelichen Gemeinschaft u. a.), die Widerspiegelung der gesellschaftlich bedingten Möglichkeiten und auch einfach der alltäglichen Notwendigkeiten, die den Wechsel zu anderen Familienformen herbeiführen oder nahelegen, auch wenn dies nicht den ursprünglichen „Idealvorstellungen“ entspricht und eine andere Familienform bevorzugt würde.

Peter F. Schmid

Die Familie als Lernort

Psycho-
therapeutische
Erfahrungen und
pastoraltheologische
Konsequenzen

Was in der Familie ge-
lernt wurde, sitzt tief

Der Autor beschreibt im folgenden, inwiefern die Familie primärer Lernort für den Menschen ist, und er führt dies an einigen Beispielen aus. Wenn aber die Familie selbst krank ist? Dann bedarf sie u. U. eines Therapeuten, wie man bei anderen Krankheiten einen Arzt braucht. Die Familientherapie bietet darüber hinaus auch wichtige Kenntnisse für ein besseres Verständnis der Familie. red

Als Psychotherapeut muß man nicht selten eine schmerzliche Erfahrung machen: Kinder aus Ehen oder Partnerschaften, die geschieden worden oder sonst schiefgelaufen sind, neigen dazu, die gescheiterte Beziehungsgeschichte ihrer Eltern zu wiederholen. Oft sind sie sich selbst dessen nicht bewußt, daß sie reproduzieren, was sie am lebendigen Beispiel gelernt haben. Oft kämpfen sie verzweifelt dagegen an und starten immer wieder einen neuen Versuch – mit nur äußerlich oder gering veränderten Ergebnis: Sie kommen vom Muster nicht los, und ihre eigene Partnerschaft geht ebenfalls in Brüche¹. Diese Tendenz zur Wiederholung, um nicht von Zwang zu reden, ist im Menschen offenbar tief verwurzelt. Kaum ein Vater oder eine Mutter, die sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn die Verwandtschaft urteilt, das neugeborene Baby sehe ihnen ähnlich, oder anders als mit Stolz in der Brust darauf reagieren, wenn bei irgendeinem Verhalten des Kindes ausgerufen wird: „Ganz der Papa! Ganz die Mama!“ – Der Grundstein dazu, die Kinder als Extrapolation des eigenen Wesens, als Verlängerung des eigenen Lebens, bisweilen nahezu als Duplikate zu verstehen, ist gelegt. „Weil es die Kinder dann einmal besser haben sollen, als man selbst es gehabt hat“, werden die nächsten Weichenstellungen vorgenommen, die

¹ In diesem Zusammenhang wurde im Österreichischen Fernsehen 1991 eine amerikanische Untersuchung zitiert, die ergab, daß die Scheidungsrate bei Kindern aus geschiedenen Ehen viermal so hoch ist wie bei Kindern von Eltern, deren Ehe nicht geschieden wurde.

in Richtung Kopie eigener Vorstellungen und Einstellungen gehen: Kinder sollen jenen Beruf ergreifen, den man selbst gern ergriffen hätte, jenen Hobbies anhängen, die man sich selbst nicht leisten konnte, ganz allgemein „mehr vom Leben haben als man selbst“, was oft so viel heißt wie: jenes Leben leben, das einem selbst nicht ver-gönnt schien oder das man sich selbst nicht zu leben ge-traut hat.

Viele, die so erzogen wurden, wollen es in ihrem Leben dann unbedingt anders machen als ihre Eltern. Und spä-ter, bei genauem Zusehen, stellt sich oft heraus, daß es doch das gleiche war, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Solche Menschen haben sich von den Eltern noch nicht wirklich gelöst.

1. Die Familie als primärer Lernort

Erbszenen

In einer glücklichen Familie zu leben, gilt hingegen als hoher Wert. Mit Recht.

In der Familie, in die es hineingeboren wird, lernt das Kind leben: Es lernt, wie Beziehungen aufgenommen und gestaltet werden. Es lernt, was es bedeutet, geliebt zu werden und zu lieben. Es lernt zu vertrauen, mit Äng-sten fertigzuwerden und seine Bedürfnisse zu befriedigen, mit seinen Gefühlen umzugehen und zu denken. Es lernt allmählich seine Sexualität in ihren verschiedenen Ausdrucksformen kennen. Mehr und mehr lernt es, sich selbst als Mensch mit Leib und Seele, die anderen als Mitmenschen und die Welt als Umwelt zu begreifen. Die Familie ist also in hohem Maß der primäre Ort des Ler-nens für grundlegende Lebensvorgänge und Lebensein-stellungen.

Lernort für Beziehungen

In der Familie hat der Mensch in der Regel seine ersten Beziehungen. Dabei ist die Tatsache bedeutsam, daß dem Kind zuallererst Beziehung entgegengebracht wird, noch bevor es selbst „aktiv wird“ und von sich aus Beziehung knüpft. Noch bevor es geboren ist, wird es erwartet. Es wird empfangen und aufgenommen, gepflegt und be-treut. Es wird geliebt².

Dies hat Vor- und Nachteile: Ebenso wie das Kind da-durch lernen kann, geliebt zu werden, ohne zuvor eine Leistung erbringen zu müssen, ohne sich die Liebe ver-dienen zu müssen, ebenso kann es lernen, welche Bedin-gungen mit dieser Liebe verknüpft werden. Es lernt die Liebe nicht abstrakt, sondern in konkreten Beziehungen und daher auch in jenen konkreten Beziehungsmustern kennen, in die es hineingeboren wird. Es lernt die kon-krete Form dieser Liebe als Grundmuster, als „Matrix“ dafür, wie man in dieser Welt aufgenommen wird. Da-

² Vgl. P. F. Schmid, Souveränität und Engagement. Zu einem personzen-trierten Verständnis von „Person“, in: C. R. Rogers/P. F. Schmid (Hg.), Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis, Mainz 1991, 103.

her ist es alles andere als gleichgültig, in welche Beziehungen man hineingeboren wird und in und mit welchen man aufwächst. Es ist eben für den Lernprozeß nicht gleichgültig, ob die Familie emotionale Geborgenheit bietet oder mehr einem Gefängnis gleicht, ob sie das Ausprobieren von Neuem fördert und herausfordert oder die einzelnen Mitglieder überfordert, ob sie stabil oder stets von der Auflösung bedroht ist.

Man mag Freud in vielen Punkten einen einseitigen Standpunkt vorwerfen; hinsichtlich der überragenden Bedeutung der ersten Beziehungserfahrungen – in der Regel die zu Mutter, Vater und Geschwistern bzw. deren Ersatzpersonen – sind seine Beobachtungen nicht hoch genug einzuschätzen: Der primäre Lernort für die Gestaltung von Beziehungen ist die Familie. Als Beispiel sei auf das Selbst- und Rollenverständnis der Geschlechter verwiesen: Die Art, wie die Mutter oder der Vater ihre Beziehungen zueinander und zu anderen gestalten, prägen in besonderer Weise das Selbst- und Rollenverständnis der Tochter und des Sohnes.

Und wenn die Liebe fehlt? Im Extremfall, wenn ein Kind nicht ein Mindestmaß an liebender Zuwendung erfährt – dieses psychologische Faktum ist inzwischen hinlänglich bekannt –, verweigert es die Nahrungsaufnahme und stirbt. Mit einem Wort: Wer die elementaren Dinge des Lebens nicht lernt, wer nicht geliebt wird, hat keine Chance zu leben. Wer sie unzureichend lernt, wer unzulängliche Liebe bekommt, wird mit einer schweren Hypothek für sein Leben belastet und viel Kraft und Energie dafür aufwenden müssen, viele andere Beziehungen zum Nachlernen brauchen, um mit diesem Defizit zurechtzukommen.

In diesen ursprünglichen Beziehungen wird auch das Zusammenleben in seinen konkreten Formen gelernt. Ein Verständnis von Gemeinschaft wächst: Das Kind lernt den Umgang mit Macht und Autorität kennen, deren Schutz und deren Bedrohung. Es lernt Toleranz, Kooperation, Solidarität. Es lernt, was es bedeutet, in der Minderheit bei einem Wunsch oder einer Entscheidung zu sein und damit entweder übergangen oder aber doch berücksichtigt zu werden. Es lernt, sich anzupassen und unterzuordnen, aber auch kreativ neue Wege zu finden, seine Interessen durchzusetzen. Dabei werden in der Familie die grundsätzlichen Werthaltungen vermittelt: Ob etwa das eigenständige Urteil, die bewußt getroffene Entscheidung eines Kindes als Wert angesehen werden, oder ob in der Familie die Maxime gilt, „möglichst nicht aufzufallen“, prägen entscheidend die spätere Tendenz

Lernort
von Gemeinschaft

eines Menschen, sich eher anzupassen oder den Mut zu finden, auch eine eigene Position zu beziehen.

Das heranwachsende Kind lernt auch, wie die Familie ihrerseits in größeren Gemeinschaften, ja in der gesamten Gesellschaft, eingebettet ist. Mit all den Chancen und Beschränkungen, die dies bedeutet, ist die Familie „die Keimzelle der Gesellschaft“.

Und natürlich lernen nicht nur die Kinder von den Eltern; auch umgekehrt können hier die Erwachsenen von den eigenen Kindern lernen – unter anderem „jung“ und kreativ zu bleiben, die Welt mit neuen Augen anzuschauen, überkommene Ansichten und Einstellungen zu ändern, Sorge für die nächste Generation und die gesamte Schöpfung zu tragen und vieles andere mehr.

Lernort des Glaubens

Aber nicht nur das Weltbild und das Menschenbild werden in der Familie grundgelegt, auch das Gottesbild wird in der Familie geprägt. Viel mehr als durch theologisch besser oder schlechter fundiertes Reden von Gott bildet sich die Gottesvorstellung nach dem Bild von Vater und Mutter, genauer gesagt, danach, wie das Handeln von Vater und Mutter in ihren Beziehungen erlebt wird. Da kann hundertmal die Rede vom „lieben Gott“ sein; wenn die Eltern als Personen erlebt werden, für die er ein strafender Aufpasser oder einer ist, der einem das Leben sauer macht, weil alles Schuldgefühl auf ihn zurückgeführt wird, dann wird das Gottesbild nicht das vom liebenden Vater sein, der dem Sohn die Freiheit gibt und ihn bei der Heimkehr mit offenen Armen empfängt, noch bevor dieser zu einem Wort ansetzen kann. Die Vorstellung von Gott wird eher der von einem Vater gleichen, der seinem Sohn beweist, wie schlecht es ihm bekommt, eigene Wege zu gehen, oder von einem, der zuerst ein Schuldbekenntnis abverlangt, bevor er sich versöhnen läßt.

Auch Jesus hat nach dem Zeugnis seiner Mitmenschen, ob sie ihm nun freund oder feind waren, immer wieder betont, daß in seinem Handeln das Handeln Gottes, den er seinen Vater, ja viel vertrauter seinen „Abba“ nannte, sichtbar wird. So wird, so wichtig auch das gemeinsame Beten und Feiern sowie das Gespräch über Gott in der Familie sind, vor allem im Handeln und in der Einstellung der Eltern ihr Gottesbild für die Kinder glaubwürdig.

Wenn in der Familie leben gelernt wird, wird in der Familie auch glauben gelernt. Glauben lernen heißt dasselbe wie vertrauen lernen. Es ist heute nicht mehr eigens notwendig, die Bedeutung des Urvertrauens hervorzuheben – jenes grundlegenden Vertrauens, das dem Men-

schen hilft, an sich selbst und die Nähe und Zuwendung seiner Mitmenschen zu glauben, sich selbst und andere zu lieben, sich auf die Seite des Lebens zu stellen, es zu gestalten und so glücklich werden zu wollen. Wie soll einer, dessen Grundvertrauen in dem einen oder anderen Punkt Schaden genommen hat, der nicht vorbehaltlos an das Gute glauben kann, an seinem Gottesvertrauen und damit an seinem Glauben nicht Schaden nehmen?

Die Familie als Lernort von Gemeinschaft ist natürlich auch der erste Lernort von Gemeinde und Kirche. Nicht umsonst ist von der Hauskirche einerseits, von der „Pfarrfamilie“ andererseits die Rede. Oft ohne sich dessen bewußt zu sein, bildet der Mensch die Gemeinschaften, in denen er steht, seiner Familie und damit den ihm vertrauten Strukturen nach. In Zeiten, in denen das Modell der patriarchalischen Familie langsam, aber sicher der Vergangenheit angehört, wird sich auch mit der entsprechenden Zeitverschiebung die diesbezügliche Vorstellung einer christlichen Gemeinschaft ändern. Wie die Familie noch immer auf der Suche nach einer wirklichen Alternative dazu ist, so auch die Kirche.

Lernort
für Selbständigkeit

Die Familie ist eine starke Macht: Sie wirkt und hält über den Tod hinaus. Je näher einem einzelne Verwandte gestanden sind, umso wichtiger erscheint es, „in ihrem Geist weiterzuleben“. Die „Familienbande“ können ebenso schützend zusammenhalten und helfen, wie sie fesseln und erdrücken können.

Ebenso wichtig, wie es ist, in der Familie zu lernen, ist es daher zu lernen, sich aus der Familie zu lösen: Auch das Weggehen muß gelernt werden. Wer Vater und Mutter nicht verläßt, physisch wie psychisch, wird zu einer *neuen* Beziehung mit einer anderen Person, wie sie der Einzigartigkeit dieser Person entspricht, nicht fähig sein und entsprechend zur Wiederholung von alten Beziehungsmustern tendieren. Ein solcher Mensch wird im Partner immer wieder Vater, Mutter oder beide suchen und damit den Partner nicht als eigene Person wahrnehmen.

Es ist wichtig, den Lernort Familie zu verlassen, um andere Lernorte aufzusuchen. So wichtig die Familie ist – sie ist nicht die Welt, auch wenn sie dem Kleinkind als solche erschienen ist. Erwachsen werden heißt auch, sich aus der Herkunftsfamilie zu lösen.

Auch Jesus ging „über seine Familie hinaus“. Seine Zurückhaltung, ja sein Vorbehalt gegen die eigene Familie und seine Zuwendung zu allen Menschen („Wer nach dem Willen meines Vaters im Himmel handelt, der ist für mich Bruder, Schwester und Mutter“, Mt 12, 50 par) stehen in

Familienideologie und Alternativen zur Familie

engem Zusammenhang. Die Gemeinschaft, um die es ihm geht, ist „größer“ als die Familie. Er konstituiert eine neue Familie, oder anders gesagt: Hier ist mehr als Familie; ihm nachzufolgen, ist ein höherer Wert als die Treue zur Familie. Die „wahre Verwandtschaft“ besteht in der Beziehung zu Gott, dem Vater aller, in der Diakonia an seinem Reich.

Es gibt viele Modelle von Familie. Nach der langen Tradition der Großfamilie wird die derzeit in unseren Breiten gängige Form der Kleinfamilie schon häufig durch die „Teilfamilie“ abgelöst, die oft gar nur aus zwei Personen besteht. Dabei ist schon die Kleinfamilie keineswegs der Weisheit letzter Schluß, schon gar nicht unter dem Aspekt der Familie als Lernort: Von mehr Menschen kann man mehr lernen; fehlt die Generation der Großeltern, fehlt auch oft über die Ebene der Leistung und Sorge (der Eltern) hinaus die Dimension der Weisheit und der Muße des Alters.

Die Familienformen sind kultur- und einstellungsbedingten Schwankungen unterworfen. Eine Familienform für die einzig richtige zu halten, grenzt an Ideologie. In etlichen kirchlichen Kreisen ist gerade heute wieder ein verstärkter Trend zu einer Familienideologie zu beobachten, die bestimmte Strukturen heiligsprechen und für alle Zeiten konservieren möchte und so zur Versteinerung und damit zur Entfremdung vom Leben beiträgt. Eine entsprechende Realitätsferne solcher ideologischer Tendenzen, die zeit- und gesellschaftsbedingte Veränderungen ablehnen, wird als Konsequenz in der Pastoral schmerzhaft spürbar.

Hier ist vor allem der Mißbrauch der Familie als einseitig nur stabilisierendes Element zu kritisieren. Wo der Familie hauptsächlich die Funktion der Traditionserhaltung und der Wertkonservierung und damit die Aufgabe der möglichst unveränderten Reproduktion der Gesellschaft oder einer gesellschaftlichen Gruppe zugeschrieben wird, wird statt kreativem Lernen unreflektiertes Wiederholen gefördert. Ob eine solche Familienideologie, die sich meist mit Fremdenhaß paart, nun politisch (wie etwa im Biedermeier, bei den Nationalsozialisten, in einigen Tendenzen auch heute bei konservativen Parteien) oder eben religiös motiviert ist (wie bei einigen Sekten und manchen kirchlichen Strömungen): Sie dient der Unterdrückung von Veränderung. Da sich die Verhältnisse jedoch tatsächlich ändern, führt dies in jedem Fall zur genannten Entfremdung und damit zur Abhängigkeit der Gruppe und des einzelnen – womit die machtpolitischen Zielsetzungen, die bei dieser Ideologie Pate gestanden haben, ihr Ziel erreichen.

Alternative Lebensformen zur Familie gab es auch in der Kirche seit frühesten Zeiten. (Obwohl auf die Familie hingeordnet, hat die Kirche zwar der Ehe, nicht jedoch der Familie sakramentalen Charakter zugesprochen.) Solche Versuche, neue Traditionen zu begründen, haben etwa in klösterlichen Gemeinschaften einen kulturell besonders bedeutsamen Ausdruck gefunden. In der Lebensgeschichte vieler Ordensgründer, beispielsweise eines Franz von Assisi, sind die diesbezüglichen Motive des Protests gegen etablierte Lebensformen klar auszumachen.

2. Die Familie als Patient

Zum Verständnis der skizzierten Bedeutung der Familie als primärer Lernort haben die verschiedenen Richtungen der Psychotherapie, beginnend schon mit Freud, in den letzten Jahrzehnten aber insbesondere die systemische bzw. Familientherapie, eine Reihe wichtiger Beiträge geleistet³.

Psychotherapie ist traditionell ein Heilverfahren, das beim Individuum ansetzt; die klassische Psychotherapie findet als Einzeltherapie (ein Therapeut, ein Patient) statt. Auch die Gruppentherapie dient letztlich dem Individuum. Mit der Entwicklung systemischer Ansätze – das heißt: Verständnis und Heilung setzen beim System, in dem der einzelne lebt, und nicht mehr beim einzelnen selbst an – wird nicht nur die Therapiemethode, sondern der Ansatzpunkt, an dem die Therapie greifen soll, verändert. Dabei handelt es sich also nicht bloß um ein anderes Verfahren, sondern um einen Wandel im zugrundeliegenden Verständnis: Während die individualistische Orientierung versucht, die Familiendynamik aus der intrapsychischen Dynamik der einzelnen Mitglieder zu erklären, beschreibt die systemische Orientierung die dynamischen Interaktionsmuster und die ihr zugrundeliegende Organisationsstruktur. Das bedeutet für das Verständnis des Patienten in der Psychotherapie einen Paradigmenwechsel: Das System Familie, das mehr ist als die Summe seiner Mitglieder, ist der Patient. Die Fragen nach Krankheit, Störungen, Leiden einerseits, nach der Therapie andererseits richten sich nach der Funktion in diesem und für dieses System. Der Leidens-, „Träger“ verweist auf die gestörte Struktur. Die Therapie setzt auf die Veränderung der Interaktionsformen.

³ Zur ersten Orientierung: K. Schneider (Hg.), *Familientherapie in der Sicht psychotherapeutischer Schulen*, Paderborn 1983; M. R. Textor (Hg.), *Das Buch der Familientherapie*, Eschborn 1984; H. Stierlin, *Von der Psychoanalyse zur Familientherapie*, Stuttgart 1975; V. Sattir, *Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe*, München 1975; P. Watzlawick/J. H. Weakland (Hg.), *Interaktion*, Bern 1980; T. Andersen, *Das Reflektierende Team*, Dortmund 1990; P. F. Schmid, *Die Person im System*, erscheint in: *apg-Kontakte* 2 (1992).

Gemeinsamkeiten in der Familientherapie

Gemeinsam ist den verschiedenen Richtungen der „*Familientherapie*“ – wobei fast alle therapeutischen Schulen ihre eigene Form entwickelt haben –, daß in Struktur und Dynamik der Familienbeziehungen die Grundlage für Gelingen und Mißlingen von Beziehungen generell gesehen wird. Das Symptom eines Individuums wird dabei als Signal dafür gewertet, daß die Familie Anforderungen nicht gerecht werden kann, seien sie intra- oder interpersoneller Natur oder extrafamiliär bedingt⁴. Auch die über die Therapie der Familie hinausgehende „*systemische Therapie*“ geht davon aus, daß ein Symptom, das ein Patient zeigt, auf die Funktion hinweist, die es für ein System generell hat, und daß es ausgebildet wurde, um die Kontinuität und Stabilität des Systems zu erhalten⁵. Den Versuch, die Betrachtung des Systems als solchem mit einem Ansatz an der Person des Betroffenen zu verbinden, unternimmt die „*Personzentrierte Familientherapie*“⁶. In unserem Zusammenhang ist am Personzentrierten Ansatz vor allem die Erforschung der wesentlichen Bedingungen für eine möglichst gute Gestaltung des Lernorts Familie interessant: Was fördert, was hemmt das Lernen in der Familie? Hier ist – neben Authentizität und Empathie der Eltern – besonders die

⁴ Bekannte Vertreter sind Virginia Satir („wachstumsorientierte Familientherapie“) und Paul Watzlawick („Systemtheorie“).

⁵ Die „*strukturelle Familientherapie*“ (S. Minuchin, Familie und Familientherapie. Theorie und Praxis struktureller Familientherapie, Freiburg 1977) sieht die Familie als natürliche Gruppe, die sich fortwährend an die Forderungen der sich ändernden Umwelt und an die Bedürfnisse der Mitglieder anpassen muß. Geschieht die dazu erforderliche ständige Aktivierung alternativer Beziehungsmuster nicht, bleibt die Familie „stecken“, und der Druck wird auf eines der Mitglieder geschoben. Die therapeutische Einflußnahme geschieht durch eine Veränderung der Familienstruktur zur Überwindung der Blockierung. Der Therapeut muß dazu in das System der Familie aufgenommen werden (er muß „in“ sein), von allen akzeptiert werden und alle akzeptieren („Allparteilichkeit des Therapeuten“). – Im Unterschied dazu wird beim in den achtziger Jahren entwickelten „*Konversationsmodell*“ („Problemsystem“ und „lösungsorientierte Kurztherapie“: S. de Shazer, Der Dreh, Heidelberg 1989) die Therapie als „Sprachspiel“ zwischen Klient und Therapeut verstanden, deren Konversation über das Problem ein neues Sprachspiel herausbilden soll, das das Problem auf-löst. Dabei soll der Klient seine Betrachtungsweise des problematisierten Verhaltens ändern können. Der Therapeut versteht sich als „Konversationskünstler“, der „zuhört, anstatt zu wissen“. Er ist – nun selbst Mitglied des „Problem-Systems“ – nicht für die Ziele, sondern für den Fortgang des Prozesses verantwortlich, indem er das System „verstört“. Durch die Verlegung des Fokus von der Familie auf dieses „Problem-System“ (Therapeut und Klient) wurde es möglich, mit Einzelpersonen systemisch zu arbeiten.

⁶ Auch sie geht davon aus, daß in den Familienbeziehungen interpersonale Elemente des Erlebens und der Einstellung zu intrapersonalen werden. Beide Aspekte gilt es nun, in der Therapie ernst zu nehmen. Aufbauend auf das grundsätzliche Vertrauen in die menschliche Natur, die in konstruktiver Weise ihre Möglichkeiten zu verwirklichen trachtet (Aktualisierungstendenz), werden konsequenterweise keine Normen oder Ideale vorgegeben, nach denen das Familienverhalten bewertet wird. Das Heilungspotential wird in der Familie selbst gesehen. Der Therapeut fungiert als „Facilitator“, der den Prozeß des Wachstums und der Veränderung ermöglicht und fördert, aber weder seine Richtung bestimmt, noch „die Familienkrise managt“. Vgl. Schmid, Die Person im System.

Grundhaltung der bedingungslosen Annahme des Kindes von eminenter entwicklungspsychologischer Bedeutung: Während viele Eltern ihre Zuwendung von Bedingungen abhängig machen („ich habe dich lieb, wenn du ein braves Kind bist, gute Leistungen erbringst“ u. ä.), wird hier die nicht an irgendwelche Bedingungen gebundene Wertschätzung und Liebe als wesentlicher, Identität und Wachstum fördernder Faktor betont⁷.

Das Anliegen aller systemischen Ansätze ist es also, nicht bloß den einzelnen zu stärken, damit er in seinem System besser bestehen kann, sondern das System als solches zu ändern. Diese Veränderung kann auf verschiedene Weisen geschehen, denen allen gemeinsam ist, daß der Therapeut (in begrenzter Weise) Mitglied des Systems wird, um blockierte Prozesse wieder in Gang zu bringen. Die Bedeutung dieser Erkenntnisse für unseren Zusammenhang liegt darin, den entsprechenden Ansatz in Theorie und Praxis dafür zu finden, die wünschenswerten Veränderungen in Gang setzen und fördern zu können, die aus der Familie einen möglichst optimalen Lernort werden lassen.

3. Die Familie als Seelsorger

Bedenkt man die Bedeutung der Familie als Lernort für den einzelnen und für die Gesellschaft einerseits und ihre Sicht, wie sie aus der Psychotherapie hier kurz skizziert wurde, andererseits, so ist unmittelbar einsichtig, daß dies auch weitreichende Konsequenzen *bereits für den Ansatz* einer Familienpastoral und nicht erst für die konkreten Formen ihrer Durchführung hat.

Dabei stellt sich noch vor der Frage, wie eine Seelsorge an den Familien am besten beschaffen sein kann, zualtererst die Frage, wer denn nach dem beschriebenen Verständnis von Familie eigentlich der berufene Seelsorger der Familie ist. Und da sind an erster Stelle die Familien selbst zu nennen. Gerade die Familie – als kleinste Form der Gemeinschaft – ist nicht nur Objekt, sondern Subjekt der Pastoral. Eine konsequente Familienpastoral, verstanden als „Hilfe zur Selbsthilfe“ in personaler Begegnung, als Dienst in ständiger Abwehr jedes Machtanspruchs, eben als Diakonie am Leben der Familien, kann sich daher nicht „der Familien bedienen“, sondern muß von den Familien selbst getragen werden.

Ein systemischer Ansatz in der Pastoral

Dies hat eine Vielzahl von Konsequenzen: Es bedeutet zunächst neben den oft genannten theologischen Motiven ein weiteres gewichtiges Argument gegen eine iso-

⁷ Zur Bedeutung der Theorie der Bedingungslosigkeit (C. Rogers, E. Biermann-Ratjen) in der Entwicklungspsychologie vgl. bes. P. F. Schmid, „Herr Doktor, bin ich verrückt?“ Eine Theorie der leidenden Person statt einer „Krankheitslehre“, in: P. Frenzel – P. F. Schmid – M. Winkler (Hg.), Handbuch der Personzentrierten Psychotherapie, Köln 1992.

liert-individuelle Pastoral; es bedeutet, daß die Seelsorge – ohne den Wert der „personalen Pastoral“⁸ zu vernachlässigen – auch „systemisch ansetzen“ muß.

Es bedeutet weiters, daß die Eltern die ersten Seelsorger der Kinder sind, und Aufgabe der spezifisch ausgebildeten „pastoralen Fachleute“ nur sein kann, die Eltern in dieser ihrer ureigensten Tätigkeit zu unterstützen, vor allem auch darin, daß Eltern einander wechselseitig helfen. Es bedeutet als nächstes, daß die Seelsorge an den Eltern ebenfalls von den Familien selbst getragen werden muß. (Eine pastorale Methode, die mit Hilfe der Kinder an die Eltern herankommen will oder umgekehrt, greift zu kurz: Sie instrumentalisiert Personen und unterschätzt das Vertrauen in die jeder Familie innewohnende Dynamik, durch die die Mitglieder einander aufgrund ihrer Beziehungen von selbst wechselseitig fördern.)

Es bedeutet vor allem, daß die Seelsorge als Diakonie am Leben der Menschen (wesentlich ausgedrückt in den Grundfunktionen der Gemeinde) und damit als ständiger Lernprozeß nur von den Betroffenen selbst adäquat gestaltet werden kann, weil lebendige Vorgänge nur von denen gestaltet werden können, die selbst daran beteiligt sind, also sie selbst leben. So verstandene Seelsorge kann nicht für andere und nicht an anderen „gemacht“ werden, sie muß wie das Leben selbst gestaltet und getragen werden.

Und es bedeutet schließlich, daß die grundsätzliche Frage daher lauten muß: Wie kann die Seelsorge den beschriebenen „lebensnotwendigen“ Lernprozeß in den Familien fördern, wie kann sie die Familien in ihrer Aufgabe als Lernorte unterstützen und begleiten? Sie muß sich dabei selbst als Beteiligte am Lernprozeß verstehen. Die Frage muß lauten, was die Kirche insgesamt dazu beitragen kann, wie sie helfen kann, daß die Familien kreative Lernorte des Lebens und des Glaubens sind. (Und dies sogar keineswegs „uneigennützig“, wird doch in den Familien letztlich wieder vieles von dem eingeübt, was sich dann in kirchlichen Beziehungsformen und Einstellungen wiederfindet.)

Ein „bedingungslos an(teil)nehmendes“ Selbstverständnis der Seelsorge

Was das Selbstverständnis des einzelnen (hauptberuflichen oder ehrenamtlichen) Seelsorgers und der Seelsorgerin betrifft, so muß für sie gelten, was für hilfreiche Familien-Psychotherapeuten gilt: Ihre Aufgabe besteht im persönlichen Sich-Einbringen in das System und damit in der (wie in der systemischen Therapie zeitlich und

⁸ Vgl. P. F. Schmid, Personale Begegnung. Der personenzentrierte Ansatz in Psychotherapie, Beratung, Gruppenarbeit und Seelsorge, Würzburg 1989, 209–257.

inhaltlich begrenzten) „An-Teilnahme“ am Familienleben und in der Förderung des der Familie innewohnenden Potentials. Diese kann in der Praxis die verschiedensten Formen annehmen, von der stillen Begleitung bis zur aktiven „Ver-Störung“ symptomatisch-problematischer Strukturen. In jedem Fall jedoch muß das Annehmen der Personen, soweit dem einzelnen Seelsorger irgend möglich, bedingungslos sein und nicht von Vorleistungen abhängig gemacht werden – wie die offenen Arme des Vaters seinen heimkehrenden Sohn bedingungslos annehmen.

Hier sind aber auch, über die individuelle Annahme hinaus, besonders jene strukturellen Aspekte der pastoralen Praxis kritisch zu hinterfragen, die den Zugang zum Leben der Kirche (etwa beim Sakramentenempfang) primär von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen, statt den Aspekt der Einladung und Versöhnung in den Vordergrund zu stellen.

Wird die Familie als Lernort ernst genommen, muß darüber hinaus auch die umgekehrte Frage gestellt werden: Was lernt die Kirche, was lernt auch die Theologie von den Familien (etwa über den Umgang mit und die Bewertung von Problemen, Symptomen und Konflikten)?

Für eine familiengerechte Pastoral ist eine Solidarität der Familien nötig: Die Seelsorger der Familien sind die Familien. Ohne die Familien damit zu überfordern (auch hier muß gelernt werden), ist die Förderung ihres Potentials, die Verwirklichung der ihnen innewohnenden Möglichkeiten – als Lernorte des Glaubenslebens wie des Lebens ganz grundsätzlich – notwendig. Notwendig auch im Hinblick auf den bevorstehenden Zusammenbruch vieler überkommener und uns noch vertrauter Strukturen.

In der „Sorge um die Familien“ steht auch in der Pastoral ein Paradigmenwechsel an.

Solidarität
der Familien

Wilhelm Zauner
Die Familie
in der
Pfarrgemeinde

Die Familie ist in Gefahr, von der Kirche durch eine verschwiegene Vision überfordert zu werden. Gleichzeitig gibt es aber pastorale Konzepte, die die Pfarrgemeinde an die Stelle der Familie setzen wollen. Beide Visionen sind wenig hilfreich für die Wahrnehmung der Aufgaben, die eine Pfarrgemeinde für die Familien und mit ihnen erfüllen soll. Voraussetzung für eine sinnvolle Familienpastoral ist die Wahrnehmung der Realität der heutigen Familie, die von einem starken Pluralismus geprägt ist. Wenn diese Realität so wahrgenommen wird, wie Jesus es